



Schrei der Sehnsucht.

Wenn Sehnsucht an den Wolken reifen könnte,
Dann brähe wahrlich manches prasselnd los.
Der Mensch lebt nicht vom Brot nur. Elemente
Der Menschheit dürsten. Solcher Durst ist groß.

Wenn diese Sehnsucht in sich selbst verbrennte
Und fände nicht Erlösung! Erde, stoß
Den Schrei aus mit ingrimmigem Akzent:
Nach neuem Leben lechzt der Menschheit Los.

O wir sind müd' der alten Tyrannen,
Und wir verschmachten nach dem neuen Heil,
Das uns vom Fluch des Mammons soll befreien.

Wenn Herzen schon wie trodne Steine schreien,
Dann brennt die Sonne nicht mehr lange steil,
Und Wolkentränen werden Ströme speien.

Karl Gendell

50 Jahre deutsche Reichsverfassung.

Von Friedrich Stampfer.

Der 16. April war der 50. Geburtstag der deutschen Reichsverfassung. An diesem Tage vor 50 Jahren nahm der konstituierende Reichstag mit 230 gegen 53 Stimmen die Verfassung des Norddeutschen Bundes an, die auf das spätere Reich übernommen wurde und in ihren Hauptzügen auch heute noch in Kraft steht.

Unter den 53 Ablehnenden befand sich die Fortschrittspartei mit ihren Führern Eugen Richter, Waldeck und Schulze-Deleisch. Auch Bebel war selbstverständlich gegen den Entwurf. Der Bund, hatte er in seiner Jungferrede zu Art. 14 gesagt, sei nur ein Groß-Preußen, umgeben von Vasallenstaaten, deren Regierungen nichts weiter als Generalgouverneure der Krone Preußens seien. Er forderte die Aufnahme Süddeutschlands und wies den Einwand einer drohenden französischen Einmischung zurück. Sie würde zur Folge gehabt haben, daß sich ganz Deutschland wie ein Mann gegen Frankreich erhoben hätte... Der Bund, schloß Bebel, mache Deutschland zu einer großen Kaserne, er vernichte den letzten Rest von Freiheit und Volksrecht.

Die Fortschrittler hielten in dieselbe Kerbe. Waldeck nannte den Reichstag ein „Scheinparlament“, ein „Zoll-, Telegraphen- und Postparlament“. „Er hat ja keine Rechte, und ein Parlament, das keine Rechte hat, muß man auch nicht wollen.“ Und am 31. Mai beantragten Waldeck, Virchow und Gobrecht im preussischen Abgeordnetenhaus die Ablehnung des Verfassungsentwurfs, weil „eine so mangelhafte, die Volksrechte beschränkende und gefährdende Verfassung für eine weitere Ausbildung im Sinne freiheitlicher Entwicklung keine Aussicht gewährt.“

Neuer Teil des Liberalismus indessen, der seinen Frieden mit Bismarck gemacht hatte, wollte den geschichtlichen Augenblick nicht vorübergehen lassen, ohne daß etwas zur Einigung Deutschlands zustande kam. Der Streit darüber wurde zwischen den Liberalen so heftig, daß sich alle Freunde in den Wandelhallen des Reichstags nicht mehr grüßten. Und doch waren auch die National-Liberalen mit dem Entwurf keineswegs einverstanden. Sie forderten Diäten für die Abgeordneten, parlamentarisches Bewilligungsrecht hinsichtlich des Militäretats und ein verantwortliches Reichsministerium. Da Bismarck das Ganze an der Diätenfrage scheitern zu lassen drohte, fielen sie in diesem Punkte um; in den beiden anderen gab es ein Kompromiß. Der sog. „eiserne Militäretat“, der die Bundespflichten für das Meer zahlenmäßig festlegen wollte, sollte nur für eine Uebergangszeit, bis Ende 1871, in Kraft bleiben. Das verantwortliche Reichsministerium war gegen Bismarcks Widerstand nicht durchzusetzen, doch wurde durch einen Antrag Bennigsen die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers vor dem Reichstag festgelegt. Dieser Beschluß hatte die wichtige Folge, daß Bismarck das Amt selbst übernahm, während er ursprünglich die Absicht hatte, einen Stern zweiten Ranges — man dachte an Savigny — zum Kanzler zu ernennen, der dann nicht viel mehr gemein wäre als der Gehilfe des allmächtigen preussischen Ministerpräsidenten. Durch die Einführung einer, wenn auch sehr unvollkommenen, Kanzlerverantwortlichkeit wurde also die Stellung des Kanzlers gehoben und verfestigt. Der Gedanke, daß das Reich über Preußen, nicht Preußen über dem Reich stehen sollte, begann Tat zu werden. Es war der erste Schritt weg von der „preussischen Autokratie“. Die Forderung eines dem Reichstag wirklich verantwortlichen Reichsministeriums wurde indes von den National-Liberalen nicht aufgegeben. Bennigsen wiederholte sie — leider stets ohne Erfolg — noch viermal: 1869, 1877, 1889 und 1892.

So war das Mißvergnügen des liberalen Bürgertums an der neuen Verfassung nur allzu begründet. Denn die Einigung Deutschlands war ein Werk, das vom deutschen Bürgertum begonnen, aber erst von den Fürsten unter der Führung der preussischen Dynastie und Bismarcks, ihres energischen Ratgebers, vollendet wurde. So erscheint die Verfassung als ein Vertrag, der zwischen den verschiedenen regierenden Familien geschlossen wird. Ihre Oberhäupter

wählen nach Gutdünken die einzelstaatlichen Regierungen, und aus diesen bildet sich wieder der Bundesrat, dem das eigentliche Schwergewicht des Einflusses zugebacht ist, während der Reichstag nur als notwendiges Zugeständnis an die Demokratie erscheint. Sein Wahlrecht, aus Gründen der auswärtigen Politik im entscheidenden Augenblick „in die Pfanne geworfen“, gilt als eine Einrichtung auf Probe, die man wieder abschaffen könnte, wenn sie sich nicht im Sinne der regierenden Schicht bewährte. Die Volksvertretung hat auf Schritt und Tritt um einen bescheidenen Anteil an der staatlichen Gewalt zu ringen. Den Gipfel des stolzen Machtbaues krönte aber ein Mann, der Bundeskanzler: Bismarck.

Seitdem hat sich vieles im Reich geändert. Was für ewige Zeit gegründet schien, ist schwächer und schwankender geworden, was als vorübergehende Erscheinung und als veränderlich galt, hat sich fest eingewurzelt. Würde man heute die Verfassungsbestimmungen aufzählen, die früher oder später verschwinden könnten — das allgemeine Wahlrecht zum Reichstag würde man unter ihnen nicht nennen!

Geblichen ist die überragende Stellung des Reichskanzlers. Er wird vom Kaiser ernannt, teilt die Verantwortung mit seinen Kollegen — die Staatssekretäre sind seine Untergebenen — und braucht aus dem Widerspruch des Reichstags keine Konsequenzen zu ziehen. Oft hat man diese Stellung des Reichskanzlers mit Kuroffierstiefeln verglichen, die Bismarck für seinen eigenen Gebrauch hatte herstellen lassen, die aber nicht auf jedermanns Fuß paßten. Durch sie befestigte Bismarck sein persönliches Regiment. Dem alten Kaiser war er unentbehrlich, und so konnte er seinen schier unermesslichen Einfluß nach allen Seiten, Krone, verbündete Regierungen und Reichstag, zur Geltung bringen.

Die Situation änderte sich von Grund auf, als ein junger Kaiser den Thron bestieg, der „sein eigener Kanzler“ sein wollte. Die ungeheure Macht, die sich in der Stellung des Kanzlers vereinigte, ging damit zunächst auf ihn über, und jetzt empfand man das Fehlen verfassungsmäßiger Hemmungen als um so schwereren Mangel. Caprivi und Hohenlohe waren, bei aller Stärke ihres guten Willens, doch nur Figuren, die Licht und Glanz, Macht und Einfluß von der Krone empfangen; entlassene Kanzler oder Staatssekretäre gleichen Puppen des Marionettentheaters, sobald die Hand fehlte, die sie an starken Fäden aufrecht gehalten und bewegt hatte, lagen sie unbeweglich am Boden.

Die Stellung des Reichskanzlers hob sich erst wieder, als Fürst Bülow das wichtige Amt bekleidete. Fürst Bülow war — obgleich der Urheber vieles Unheils, das uns heute bedrückt — doch ein Künstler in der Behandlung des Parlaments, und dieser Kunst verdankte er eine Position, die sich, wenn auch mit der Bismarcks bei weitem nicht vergleichbar, doch nicht mehr so ganz wie die seiner unmittelbaren Vorgänger auf Gunst und Gnade des Herrschers aufbaute. Der Trieb zu erhöhter Selbständigkeit führte Bülow dazu, mit seiner Bloßgründung einen ersten Schritt in der Richtung des parlamentarischen Systems zu machen, und an einem geschichtlichen Tag — im November 1908 — stand er vor dem Kaiser nicht mehr bloß als Träger eines Amtes, sondern als Träger der Volksmeinung. Damals zeigte es sich, daß der Kanzler einen Reichstag braucht, auf den er sich stützen kann, wenn er nicht nur der Ausfühler ihm übertragener Aufträge, sondern ein aufrichtiger und selbstbewußter Ratgeber der Krone sein will.

Fürst Bülow wurde das Opfer des Systems, mit dem er experimentiert hatte. Als ihn die Konservativen im Stich ließen, stand er weder im Vertrauen der Krone noch in dem des Reichstags so fest, daß er sich hätte halten können.

Die folgende Entwicklung unter der fünften Reichskanzlerschaft zeigt zunächst eine absteigende Kurve in der Richtung zu Caprivi und Hohenlohe. Herr v. Bethmann regiert, auf das Vertrauen der Krone gestützt, ohne feste Parlamentsmehrheit. Aber diese neue Veränderung ist auf keinen neuen Machtvorstoß des „persönlichen Regiments“ zurückzuführen, sondern sie erklärt sich aus der Tatsache, daß es dem Reichstag an einem festen, bleibenden Willenszentrum fehlt. Die erste sozialistische parlamentarische Mehrheit im Reichstag hatte sich ja auch nicht aus eigenem Antrieb gebildet, sie war von Regierungen wegen dekretiert, Kunst- und Verlegenheitsprodukt zugleich.

An ihre Stelle trat der schwarze Block der Konservativen und des Zentrums. Mit ihm konnte Herr v. Bethmann nicht parlamentarisch regieren, er hätte dann alle Städte, die großstädtische Presse, die bürgerliche Intelligenz gegen sich gehabt, und die Wahlen von 1912 hätten dann wie für diesen Block so auch für ihn einen ruhmlosen Ausgang bedeutet.

Diese Wahlen von 1912 brachten den großen Sieg der Sozialdemokratie und eine kleine sozialdemokratisch-liberale Mehrheit, den sogenannten Großblock, der jedoch als Machtfaktor nie in Erscheinung trat. Er hätte, um als solcher auftreten zu können, die klassenmäßig heterogensten Elemente umfassen müssen. Der schwerindustrielle Einschlag in der national-liberalen Partei zeigte eine ebenso lebhaftige Neigung nach rechts, wie er einen wahren Abscheu gegen links empfand. Und der Ausbruch des Krieges ließ den Gegensatz zwischen der imperialistischen Großbourgeoisie und dem sozialistischen Proletariat keineswegs verschwinden.

So steht es nun mit der deutschen Verfassung in ihrem entscheidenden Punkte jetzt! Wir haben keinen Reichstag, der — wie zu Bismarcks Zeit oder in den Anfängen der neuen Ära — durch einen herrischen Willen niedergedrückt wird, wir haben aber einen Reichstag, der seine Machtmöglichkeiten bisher nicht zu entwickeln vermochte, weil eine fest

zusammenstehende aktionsfähige und aktionslustige Mehrheit in ihm nicht vorhanden ist.

Wenn die Gegner Deutschlands von einer „preussischen Autokratie“ reden, so spielen sie damit auf Verhältnisse an, die zur Zeit der Entstehung unserer Verfassung und ein Menschenalter danach annähernd bestanden haben, die aber heute nicht mehr bestehen.

Damit ist nicht gesagt, daß das Fehlen einer aktionsfähigen Mehrheit im Reichstag ein Vorteil für das deutsche Volk wäre. Aus hundert Gründen, die in diesem Blatt schon oft erörtert worden sind, ist gerade das Gegenteil der Fall. Die furchtbare Prüfung dieses Krieges hat das deutsche Volk in einem Zustand der politischen Untertierigkeit getroffen: mitten auf dem Wege von Bismarck zur Demokratie. Es ist, wie wenn ein Wanderer von einem heftigen Unwetter überrollt wird, nachdem er ein schützendes Dach verlassen und bevor er ein anderes erreicht hat.

Das Vertrauen in die auswärtige Politik eines Staates kann sich entweder auf einen Mann stützen oder auf eine Partei oder Parteigruppierung. In primitiven Verhältnissen, denen wir entwachsen sind, erscheint der einzelne Mann auf Grund seiner Stellung und seiner Leistungen als Vertreter des allgemeinen Volkswillens. In vorgeschrittenen wählt sich das Volk die Männer seines Vertrauens selbst, sie wachsen organisch aus der Tiefe des Volkshodens, und für ihre Irrtümer tragen nicht nur sie selbst — das Volk trägt mit ihnen die Verantwortung.

Diese breite tragende Grundlage fehlt jetzt dem deutschen Regierungssystem zu einer Zeit, in der sie ihrer bringender bedurft hätte, denn je. Sie fehlt ihr zum guten Teil auch deshalb, weil durch rechtswidriges Festhalten an einer alten Wahlkreiseinteilung der wahre Wille der Wähler nicht rein zum Ausdruck kommen kann.

Trotzdem! Wer die kümmerlichen Anfänge mit den gegenwärtigen Zuständen vergleicht, der wird finden, daß Deutschland auf dem Wege zur Befreiung der politischen Volkskräfte immerhin ein gutes Stück vorwärts gekommen ist. Der Verfassungsausschuß, der acht Tage nach dem 50. Geburtstag der Reichsverfassung zusammentritt, hat die geschichtliche Aufgabe, eine notwendige Entwicklung zu vollenden: die Entwicklung von der preussischen Autokratie zum deutschen Volksstaat!

Das Arbeitsverhältnis im mittelalterlichen Handwerk.

Von August Winnig.

Das Arbeitsverhältnis hat im Laufe der Geschichte mannigfache Wandlungen erfahren. Es war nicht immer so wie in der Gegenwart; aber der Kampf um seine Verbesserung nimmt uns zunächst derart in Anspruch, daß wir den weiter zurückliegenden Wandlungen nur selten gedenken. Und doch ist ein Rückblick auf die früheren Formen des Arbeitsverhältnisses lohnend und reizvoll, er läßt uns den Platz erkennen, den unser heutiges Streben im Ganzen der geschichtlichen Entwicklung einnimmt, er vermittelt uns auch ein besseres Augenmaß für die Bedeutung der Veränderungen, die wir im gewerkschaftlichen und politischen Kampfe durchsetzen können.

Wir wollen dabei von dem Arbeitsverhältnis im Altertum absehen — es war ein reines Sklaververhältnis und kann für die Bedeutung der heutigen Formen gar nichts sagen. Der gewerbliche Lohnarbeiter entwickelte sich in mancherlei Uebergangsformen aus dem hörigen, frondpflichtigen Gesinde der frühmittelalterlichen Wirtschaftshöfe. Die Aufstellung dieses Entwicklungsvorgangs ist der Forschung bisher noch nicht gelungen. Man nimmt an, daß diese Wirtschaftshöfe (Zronhöfe) ein wachsendes Bedürfnis nach gewerblicher Arbeit entwickelten, daß bestimmte Knechte vorerst nur gelegentlich gewerblich (als Schmiede, Stellmacher, Zimmerer, Maurer, Schuhmacher, Schneider usw.) tätig waren, allmählich aber dauernd solche Arbeiten verrichteten, bis sich aus ihnen dann eine besondere soziale Gruppe, die der gewerblichen Arbeiter, entwickelte. Die Zronhöfe selber wuchsen allmählich über ihren ersten Umfang hinaus, manche von ihnen wurden zum Wirtschafts- und Verwaltungszentrum ausgedehnter Besitzungen, zu denen oft mehrere Güter, Vorwerke und Weisereien gehörten. Sie wurden zu kleinen Residenzen. Zu einem solchen erweiterten Wirtschaftszentrum, das vielleicht auch noch eine Marktstätte für fremde Waren wurde, bildeten sich Bedürfnisse heraus, die nicht mehr durch die Hand der Herrschaft befriedigt wurden und die dann einem Teil der gewerblich tätigen Knechte Gelegenheit zu freier Arbeit gegen besonderen Lohn gaben.

Diese Entwicklung muß schon unter den Karlingen begonnen haben, denn zwei bis drei Jahrhunderte später hatte sie schon zu einem bodenständigen Handwerk geführt, das sich mehr und mehr von jeder herrschaftlichen Bevormundung freigemacht hatte und seine sozialen Angelegenheiten entweder unter Zuhilfenahme des Stadtrigiments oder aber ganz selbstständig ordnete.

Befolgen wir die Entwicklung des Arbeitsverhältnisses von dieser Zeit an — und hier bieten erhaltene Urkunden ziemlich sichere Anhaltspunkte —, so stoßen wir in dem ganzen weiteren Verlauf auf drei Faktoren der Gestaltung, deren Anteil an der Beherrschung des Arbeitsverhältnisses im Laufe der Zeit gewaltig schwankt, die aber doch immer wieder als die maßgebenden Kräfte hervortreten, die dem Arbeitsverhältnis Form und Wesen geben. Es sind die öffentliche Gewalt, die Meister oder Arbeitgeber, die Arbeiter.

Außer diesen Dreien hat auch die Kirche vielfach das Arbeitsverhältnis zu beeinflussen gesucht, und wahrscheinlich ist ihr Einfluß in manchen früheren Perioden nicht gering gewesen. Aber je mehr sie als ökonomische Macht zurücktrat — und in Deutschland bestand diese Macht seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr — umso mehr schied sie auch als regelnde Macht des Arbeitsverhältnisses aus. Immerhin läßt sich ein gewisser Einfluß der Kirche für jene Zeit nachweisen, die wir die erste Stufe des Arbeitsverhältnisses nennen wollen.

Auf dieser ersten Stufe wird das Arbeitsverhältnis vornehmlich gestaltet durch die Organisationen der Meister und Gesellen. Ein obrigkeitlicher Einfluß ist wohl hier und da vorhanden, aber für das Ganze wenig bedeutend. Im allgemeinen standen sich nur die Meisterzünfte und die Gesellenverbände gegenüber. Die alten Stadtkroniken und Urkundenbücher berichten über viele ernste und langwierige Kämpfe, die gewiß nicht immer, aber doch bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts meistens mit dem Siege der Gesellen oder doch mit einem guten Vergleich endeten. Soweit man danach das Arbeitsverhältnis rekonstruieren kann, erscheint es stark demokratisch. Doch fand dieser demokratische Zug des mittelalterlichen Arbeitsverhältnisses eine natürliche Grenze in dem Altersunterschied zwischen Meistern und Gesellen. Noch handelte es sich um wirkliches Handwerk, um Betriebe, deren Einrichtung keine für den Gesellen unerträgliche Mittel forderte. Wohl belegte man die Niederlassung als Meister mit mancherlei Spotteln und Abgaben, vielfach führte man auch einen gewissen numerus clausus ein, wonach nur eine bestimmte Zahl von Meistern in der Stadt handwerken durfte. Dadurch versperrte man wohl manchen Gesellen von der Meisterschaft ab, doch waren diese Absperrungen zu wenig zahlreich, um sich als soziale Gruppe besonders bemerkbar zu machen. Die überwiegende Mehrzahl der Gesellen brachte es zwischen dem 25. und 30. Lebensjahr doch zur Meisterschaft, und infolge dessen bestand die Masse der Gesellen aus jungen Leuten, deren Altersverhältnis zu den Meistern in der Regel dem eines Sohnes zum Vater entsprach. Daraus ergab sich naturgemäß eine Unterordnung, die nicht sozial, sondern sittlich begründet war, und die den demokratischen Zug des Arbeitsverhältnisses etwas abdämpfte. In der Werkstatt und im Hause galt unbedingt das Wort des Meisters, und der Geselle unterwarf sich ihm. Wie weit diese Werkstattgewalt des Meisters gehen konnte, zeigen spätmittelalterliche Holzschnitte aus dem Leben des Handwerkers, auf denen zuweilen zu sehen ist, wie der Meister den Gesellen körperlich züchtigt.

Dagegen war der Meister bei der Beschaffung der benötigten Arbeitskräfte vollständig auf die Organisation der Gesellen angewiesen. Er durfte es nicht wagen, einen Gesellen freihändig einzustellen, sondern hatte sich zur Gesellenherberge zu verfügen und dort sein Gesicht um Zuweisung der Arbeitskräfte anzubringen. Der Altgeselle nahm das Gesicht entgegen, vergewisserte sich nötigenfalls, ob der Meister die festgesetzten Bedingungen erfüllte und führte ihn den Gesellen zu. Lohn und Verpflegung wurden zwischen den Organisationen der Meister und Gesellen festgesetzt. Es wurde ausgemacht, wie oft der Geselle Fleischspeisen erhalten mußte. Ueber die tägliche Arbeitszeit stritt man nicht, man arbeitete meist von Licht zu Licht, an den langen Tagen länger als im Winter, im allgemeinen aber nicht länger als zwölf Stunden, die zudem von reichlichen Pausen zum Essen und Trinken unterbrochen waren. Zwischen Frühstück und Mittagmahlezeit gab es einen Frühtrunk, den der Meister auf der Kunststube, der Geselle in der Werkstatt nahm. Reste dieser Sitten haben sich heute noch erhalten. Trotz der ausgedehnten täglichen Arbeitszeit arbeitete man nicht mehr als heute, da wenigstens in der Blanzzeit der Gesellenverbände — Ende des 14. bis Ende des 15. Jahrhunderts — die Woche nicht mehr als fünf Werkstage hatte. Der Sonntag gehörte der Kirche, der Montag dem Leben auf der Gesellenherberge.

Für jene Zeit bedeutete dies Arbeitsverhältnis der ge-

werblichen Lohnarbeiter ein hohes Privilegium. War es doch die gleiche Zeit, in der sich das Landvolk immer mehr bedrückt sah und schließlich keinen andern Ausweg mehr fand, als die große blutige Revolution, hinter der freilich schon ökonomische Kräfte standen, die auch der vergleichsweise guten Stellung der gewerblichen Arbeiter das Grab schaufeln sollten.

Das geschichtliche Merkmal des Arbeitsverhältnisses im mittelalterlichen Handwerk war das Fehlen einer öffentlich-rechtlichen Bindung. Wohl war es bis in Einzelheiten geregelt, für die uns erst das letzte Jahrzehnt wieder ein Verständnis gegeben hat; aber die bindenden Kräfte hatten ihren Sitz nicht in obrigkeitlichen Gewalten, sondern in den Organisationen der Meister und Gesellen. In diesem Wesen entsprach das Arbeitsverhältnis den sozialen Grundtatsachen der Zeit. Der Warenverkehr vollzog sich in seiner Masse innerhalb der örtlichen Grenzen, es fehlte darum die ökonomische Triebfeder zur Herausbildung einer umfassenden Organisation der wirtschaftlichen Kräfte. Und selbst als der wachsende Warenverkehr nach größerer Rechtssicherheit verlangte als sie eine Stadtgemeinde bieten konnte, ließ dies Bedürfnis noch keine zentrale Fürstengewalt entstehen, sondern schuf sich den Bund der Städte — die Hanse.

Erst das 16. Jahrhundert, als die große Wirtschaftsrevolution den Glanz der städtischen Macht verblasen ließ — erst die daraus folgende ökonomische Umlagerung brachte das Aufkommen der Fürstenmacht, und von da an schlug auch die Entwicklung des Arbeitsverhältnisses andere Bahnen ein. Sie führten zur zweiten Stufe des Arbeitsverhältnisses, in der die obrigkeitliche Reglementierung vorherrscht.

Anna Croissant-Kußt.

Von Karl Nötiger.

Der wahre Dichter ist immer aktuell; auch wenn er nicht während des Krieges sich an der Hervorbringung einer lyrischen oder novellistischen Sintflut beteiligt hat.

Wenn der Krieg ist und bleibt nun einmal ein Ausnahmezustand. Und der Dichter schafft nicht für einen Ausnahmezustand, sondern für alle die guten Wünsche und Hoffnungen der Menschheit, die in allem Wechsel der Ereignisse bleiben. Das hindert natürlich nicht, daß dem oder jenem Dichter der Krieg in einer Hinsicht ein großes Erlebnis wird und er dies Erlebnis gestaltet. Wenn solcher Fall vorliegt, kann man nichts dagegen sagen und hat nur noch zu prüfen, ob das so entstandene Werk gut geraten ist.

Die Mehrzahl der lyrischen und epischen Kriegsdichtungen aber ist nicht so entstanden. Man muß das ruhig aussprechen. Das meiste ist Tagesliteratur gewesen und wird demgemäß verschwinden. Weibchen werden vielleicht eine Reihe guter Gedichte; guter Schilderungen, oft Sachen, die nicht von Jünglingen geschrieben wurden.

Eine Reihe heutiger Dichter hat sich an der „Kriegsproduktion“ grundsätzlich nicht beteiligt und hatte ein Recht dazu. Das bedeutet durchaus nicht, daß sie teilnahmslos beiseite standen, sondern daß sie das Gefühl hatten, jetzt während des Krieges sei anderes mehr not.

Zu diesen Dichtern gehört Frau Anna Croissant-Kußt; eine Gestalt, die, obwohl sie schon ein paar Jahrzehnte vor dem Publikum ist, noch nicht so gesehen wird, wie es gesehen müßte.

Wenn sie auch eine „literarische Verbämtheit“ ist, hat sie doch den Erfolg und die Liebe des Publikums nicht erreicht, die ihr gebührt, die aber mancherlei können Sempers und Herzoge fanden.

Ich sagte, der Dichter sei, Können und Echtheit vorausgesetzt, nie ungeeignet. Denn er steht ja doch in der Umwelt, wenn er auch in der Erscheinungen flucht sich an das Wesentliche hält. Anna Croissant-Kußt aber stand so sehr in der Zeit und Umwelt, daß man sie eine Naturalistin nannte und sie als solche heute noch gilt. Nun hat der Naturalismus manche Wandlung durchgemacht. Und bei manchem naturalistischen Dichter und bei manchem Naturalismus handelte es sich schließlich nur um verschleierte Sentimentalität, die in anderer Haltung bei den verflochtenen Raumbachs, Scheffels auch schon da war. Ich selbst bin geneigt, Frau Croissant-Kußt eine Naturalistin zu nennen; nur soll man sich bewußt bleiben,

daß so ein Schlagwort an sich noch wenig besagt. Aber es ist in der Tat so, daß diese Frau in der Dichtung den einen Pol bedeutet, dessen Gegenpol ich etwa das Romantische nennen möchte. Es ist bei der Dichterin eine sehr intensive Art des Sehens und eine ganz bedeutende Art, das Leben realistisch zu gestalten und hinzuzufügen. Daß sie damit unter ihren dichtenden Genossinnen eine große Ausnahme bildet, versteht sich am Rande. Hier in den Werken dieser Dichterin ist eine ganz starke, fast männliche Kraft am Werke, ein Gemüt, so unerfahrenheit, tapfer, wie wir es bei den Frauen selten gewohnt sind; und in der heutigen Literatur so nicht zum zweiten Male antreffen.

Wenn denn aber schon ein Versuch der Annäherung an die Aktualität versucht werden soll, so kann ich ja mit einem ihrer letzten Werke anfangen, mit dem Zyklus „Der Tod“, der, illustriert von Willi Geiger, in sehr schöner Ausstattung im Verlage Georg Müller in München erschienen ist.

Das Erlebnis, dessen Käufelhaftigkeit und in diesen drei letzten Kriegsjahren auf Schritt und Tritt unwittert hat, ist hier vor dem Auge schon in einem Zyklus von siebzehn Bildern, novellistischen, gestaltet worden. Das Erlebnis selber hat die Dichterin in der ganzen Vielfältigkeit, Tragik, Seltsamkeit darstellen wollen, nicht Spekulationen nachgehen wollen. Und das ist ihr so gut gelungen, daß das Buch eine zwar schwerwichtige, aber bedeutende Lektüre ausmacht. Man denkt an den Totentanz Holbeins, an Bilder mancher Maler, die in gleicher Bildhaftigkeit die Darstellung des Todes versuchten. Und diese Bildhaftigkeit, die dieser Zyklus hat, gibt den Studien trotz der epischen Note einen warmen lyrischen Ton.

Das Schaffen der Dichterin begann in den neunziger Jahren mit stark naturalistischen Prosaftücken „Feierabend“ und ein paar Dramen „Der Rua“ und „Der handhabe Jinnisoldat“. Sei aller Anerkennung der hier auftretenden Kraft zur Darstellung, sog. „objektiven“ Darstellung von Lebensumständen, von Räten und Mühsalen der unteren Massen — diese Periode des Werdens hat Anna Croissant-Kußt in ihrem Reifwerden überwunden, ohne sich im geringsten in ihrem Wesen bis heute verleugnet zu haben.

„Pimpernelle“, „Pfälzer Geschichten“, waren das nächste Werk, und hier steht die Dichterin nun ganz da. Sie hat nichts verloren, aber viel hinzu gewonnen, nicht zuletzt einen feinen ironischen Humor . . .

Ein schließlich klassisches Werk ist „Winkelquartett“, auch eine Pfälzer Geschichte. Auch humorvoll, nein, tragikomisch. Die Gestalten des Juden, der Handwerker, der schwankenden Gestalten aus der Paradiesgasse und der Chahändlerin — und das alles in dieser treffsicheren Art, die für mein Empfinden eine bedeutende Kunst ist, diese souveräne Beherrschung aller Dinge in der Darstellung — das macht das Buch zu einer Lektüre, die der Dichterin nicht nur Anerkennung, sondern auch Erfolg hätte bringen sollen, wenn wir nicht so versimpelt wären, daß das Lesende Bürgerturn solche sichere Art der Darstellung des Lebens, wie es ist, nicht erträgt. Aber ich frage, muß denn in der epischen Dichtung und immer nur etwas vorgelesen werden? Müßten wir immer nur Schmalz und Sentimentalität genießen? Verzeihen wir nicht, in dieser wirklich unparteiischen, humorvollen, erlösenden humorvollen Art und das Leben zeigen lassen?

Es folgen die Romane „Die Kann“ und „Der Jellenbrunner Hof“. Ersterer ein Volksroman im besten Sinne. Keine Ganghofererei. Kräfte, ringende Kräfte, auch tapfer sich durchringende Kräfte. Und Tragiken nicht bedeckt, nicht fortgelassen.

„Der Jellenbrunner Hof“ ist das bislang machtvollste und größte Werk der Dichterin. Ich will nicht den Inhalt erzählen; nur soviel: es handelt sich um den Untergang einer Gutfamilie, von der der jüngste Sohn am Schluß den Hof zu retten unternimmt. Aber die Gestaltung! Diese Art, wie Frau Croissant-Kußt mit ihrer Dichterschaft das Leben einfängt und wie es sich unter ihren Händen proportioniert, fließt, gestaltet; wie ihre reiche Menschlichkeit da am Werke ist, fast unbewußt, unmerklich dem Werk den Atem einzubringen, der die Werke liebenswert und menschlich wertvoll macht — das große Versehen des Lebens, und doch ein Fatalempfinden . . . eben der Künstlerin. Nur ganz am Schluß scheint mir diese Menschlichkeit ein klein wenig auszurutschen, wenn der Peter seine erste Frau verstoßt, da wir die letzte, unerträglich Notwendigkeit dazu nicht sehen. —

Im Jahr des Friedens 1648.

Von Paul Enderling.

Früh morgens kam der Bürgermeister vor des Türmers Turm. Er klopfte so heftig mit dem Bleiknopf seines Stocks an das morsche Holz, daß es hie und da splitterte und der Türmer an Räuber und Mörder dachte, die bei ihm, dem Armeligen, einbrechen wollten.

„Clausniger! So öffne doch!“
 Als der Alte das vom Steigen und von Aufregung erhitzte Gesicht des Bürgermeisters sah, dachte er nicht anders, denn der lange, lange Krieg spiele wiederum eine rote Blutwelle an die Mauer des Städtchens.

„Sind's die Schweden, gnädiger Herr?“
 „Nichts davon.“
 „Also die Kaiserlichen — hilf uns, Herrgott, vor Feuer und Brandschagung!“

Der Bürgermeister holte in dem herbeigeschobenen Lehnstuhl (darin war des Türmers Frau, hochbetagt, vorigen Jahres gestorben) erst Atem, dann wandte er sich dem Alten zu: „Mit Schwedisch und mit Kaiserlich ist, was heute zu uns kommt; vielmehr ist es göttlich und scheint geradenwegs vom Himmel aus den himmlischen Heerscharen zu kommen, ob schon es aus dem Westfälischen kommt.“ Er dämpfte seine Stimme und faltete die Hände fromm, als er weiter sprach: „Sie haben in Münster und Osnabrück Frieden geschlossen. Es wird wieder Friede im deutschen Land!“

Der Alte sah ihn erschreckt an. Er begriff ihn nicht. Er schob seine langen weißen Haare aus der Stirn. „Friede? —“ stammelte er: „Friede im deutschen Land?“ Und er wußte nicht, ob er an seinem Gebieter irre werden sollte oder an sich selber.

Durch die Turmluke klang das unruhige Rufen der abziehenden Schwabden. Die warme Herbstsonne füllte den kleinen Raum. In dem goldenen Licht siften und schwirren die behenden zwitschernden Vögel. Sonst hörte man hier oben nichts.

Der Bürgermeister erhob sich und ging zum Fenster. Er stieß auch den zweiten Laden zurück, daß er quetschte und auf die Mauer aufschlug.

Draußen drückten sich die Häuser aneinander. Es stand nur noch ein Drittel der Häuser, die unter seinem Vater gestanden, da er Bürgermeister war. Und doch war auch damals schon Krieg gewesen. Nur selten stieg Rauch aus einem Schornstein.

Da unten bei Sankt Jakob, wo das Grün wucherte — Disteeln und wertlos Gestrüpp — hatte das Haus gestanden, da er geschlichen. Darcin hatten die Kaiserlichen ihre Brand-

lugeln geschossen, als sie ohnmächtig von Nürnberg abziehen mußten. Dort an der Mauer, wo der leere Sichel starre und wo nur Fledermäuse und anderes Negengetier noch hauste, da hatte er als Kind geschlafen und gespielt. Das hatten Schweden aus dem Nachtrab Torstionsens zerbrochen und zerbrannt, nachdem sie den Vater zu Tode gemartert.

Der schwere, dicke Mann sank in die Knie und die Tränen flossen über seine fleischigen Wangen in den Stragen hinein. „Und nun ist Friede, Clausniger! Nun soll Friede sein . . .“

Der Alte sah ihn kopfschüttelnd an. Ein irres Lächeln überflog ihn; vielleicht war's auch Verlegenheit, weil er den gestrigen Mann da wie ein Kindlein weinen sah.

„Glaubst mir nit, Clausniger?“

„Es ist nur, hochgehrter Herr — es ist nur: ich kann's mit nit recht denken. Solang ich denken kann, war Krieg. Mein Sohn starb vor zwanzig Jahren — es können auch fünfundschwanzig sein — unter den Pappenheimern, mein Enkel vor zehn Jahren im Rheinischen. Meine Tochter starb, meine Schwiegertochter und mein anderes Enkelkind. Und immer ist Krieg geweest . . .“

Pfädlich kniete er auch.

„Und Gott — — kann er solche Wunder verrichten, daß Kinder wieder ruhig alte Leute werden und Kindlein nit schon in der Wiegen vom Schwert gezeichnet sind?“

Er umarmte, schwanfend, den Bürgermeister. Einen Augenblick knieten die beiden wie Brüder an einem unsichtbaren Altar.

„Wer hat den Frieden gefunden?“ Er stand langsam auf und versuchte, auch dem Bürgermeister aufzuhelfen.

Der lächelte. „Es ist Junker Hürlein gekommen, du weißt, der drüben das Gütlein hat. Er ist zu Hof gekommen und hat an meine Tür geklopft. Der Friedensbote ist unterwegs nach Wien. Heute kommt er durch unsere Stadt. Der Junker soll ihn begleiten und ist nur vorgeritten, derweil der Vöte sich drüben in Ludheim ausruht und seinem Pferd ein neu Eisen anmachen läßt. Er ist nur vorgeritten, weißt, weil er geschwind nach seinem Gut sehen will, und trifft sich mit dem Vöten wieder im Rothenburgischen. Gib acht, Clausniger, auf die Straße gen Ludheim; wenn er dort hinten um die Eichengruppe reitet, stoß' ins Horn!“

Der Alte griff nach dem Horn, das man ihm gegeben, seit auch die letzte Glode der Stadt, das Feuerlöschlein im Turm, eingeschmolzen war.

„Alsdann wollen wir ihm entgegenfahren und lobfingen und Hallelujah sagen. Und Blumen wollen wir ihm auf den Weg streuen.“

Der Türmer trat ans Fenster. Er achtete des Bürgermeisters nicht mehr. Weit lehnte er sich in die Lufe, nach Westen schauend. Seine Augen aber hatten einen Glanz, als

ob sie in eine Weite sahen, die viel ferner war, als Menschenblicke reichten.

In der Herberge, die am Kreuzweg kurz am Ausgang des Fleckens Ludheim stand, stecken vier Männer die struppigen Köpfe zusammen — der Wirt und drei Zerlumpie, die früher Soldaten gewesen und jetzt marodierten.

„Er muß reich sein. Wie sah ich ein so reich gezügelt und wohl genährt Pferd. Und die Spigen am Kragen sind Drabarter Arbeit und sein Bürtel ist voll und rund.“

Alle Vier blickten zur Decke empor, darüber der fremde Reiter ausruhte, bis sein Pferd beschlagen sei.

Sie füllten ihre Becher mit dem sauren Wein und schnitten sich Brot ab.

„Er ist ein gar vornehmer Herr: ich sah Pergamente bei ihm, mit Siegeln — so groß. Und der Junker Hürlein ist sein Begleiter geweest.“

Die Marodeure tranken unruhig ihren Wein. Ihre Blicke flackerten. Einer zog einen Dolch.

Der Wirt winkte ab. „Der da oben ist hieb- und stichfest.“ Flüsterte er. „Er hat mir selber das Kräunchen gewiesen, ehe denn er schlafen ging. Stahl bricht an ihm und Blei prallt von ihm ab.“

„Er muß dennoch dran glauben.“ knurrte ein Pöckenhardiger. „Und wenn er der Pikkolomini oder der Karl Ludwig selber wär, oder Mars oder der Friedensgott, von dem sie iht soviel Redens machen.“

„Dann erst recht! Wo geraten wir hin, wenn Krieg nit mehr Krieg ist, he? Wer kommt mit?“

Die drei Soldaten gingen hinaus, hinaus.

Der Wirt blieb unten, mit eingezogenem Kopf auf jedes Geräusch oben lauernd. Kein Schrei kam von oben. Nur das Poltern und das Aufschlagens eines Körpers auf den Boden. Nun kamen sie die Stiege heruntergetappt.

Mit den Händen, die den Vöten erdröffelt hatten, zählten sie die Münzen, die sie bei ihm gefunden. Ihrer waren viel weniger als sie erwartet.

Sie beschloßen, auch seine Kleider zu teilen und ihn nackt an der Eichengruppe zu verscharren.

Zubelnd waren sie hinausgezogen, die Frauen mit Blumen in den Händen, den Vöten zu bewillkommen. Das letzte Eßbare hatte man zusammengekratzt und den Kindern gegeben.

Als sie aber drei Stunden gewartet hatten, lehrten sie in die Stadt zurück. Die rote Farbe war von den hochläufigen Gesichtern gewichen; sie waren wieder fahlgrau geworden wie all die vorige Zeit.

„Wir haben's gleich gesagt: es kann und kann ja nit sein.“

Reben diesen Bergen sind zwei Hände feiner und feinsten Kleinart von der Dichterin erschienen, nämlich die zwei Novellenbände „Aus unsers Herrgotts Tiergarten“ und „Arche Noah“. Beide Bücher enthalten eine Menge eingefangener Lebensauschnitte, humorvoller und tragischer Typen — und immer wieder einmal gewahrt man das Durchbrechen jener Menschlichkeit, die mit der Menschlichkeit am nächsten verwandt ist; der Menschlichkeit, die auch jene Lebensumstände mit einbegreift, vor denen ein großer Teil des Bürgertums immer noch eine Scheu hat, als wären sie nicht da. Und das ist Frau Croissant-Mujis Tapferkeit, daß sie uns das Dasein nicht verlügt und verbiegt, daß sie lauter und wahr und des Lebens Schönes und Trauriges, auch das Schmachvolle mit gleicher Soglichkeit hinstellt. Und ihr Künstlerhumor: daß die Dinge so überzeugend dastehen, daß man fühlt, die Dichterin steht, wie sich gehört, schon darüber, ohne mit ihrem guten Herzen ihm fremd zu sein. (Die Bücher der Dichterin verlegt Georg Müller Verlag, mit Ausnahme „Die Rann“ und „Aus unsers Herrgotts Tiergarten“, welche beiden Werke in der Deutschen Verlagsanstalt erschienen.)

Ritt durch die Wüste.

Von Fritz Red-Rallezgen.

Nun freilich hält uns Europas Käfig gefangen. Damals aber ritt ich, ein unansehnlicher Pferdchelt, durch die Bergwüste Südamerikas auf den unwirtlichen Pässen, die mich dreitausend, viertausend Meter über das Meer schraubten, ließ mich das königliche Licht an acht Abenden plötzlich, ohne das diplomatische Zwischenstück der Dämmerung, allein an meinen einsamen Feuern, und grüßte wieder mit jubelnder Fanfare das Dunkel zerschneidend, am Morgen die Kämme der Königsfordillere . . .

Ich freude: dieses der Sonne getönte Land bescheinigt ein anderes Gesicht, als das selbst Eurer Vorfahren. Und nicht umsonst vergrüßte der Bergindianer das Gelübnis an den Christengott und beugt, heute noch, das Knie vor dem strahlenden Helden der Götze . . .

Ich aber ritt der steigenden Sonne mit meinen peruanischen Pops entgegen. Die Berggänger schieden vorsichtig den schmalen Pfad. Und im neuen Leder der Sattelstange Marat des Parabelkums Holzschacht: „Para-bellum, Para-bellum.“ Was es dem Ehr zur einwigen Weisheit wird: „Si vis pacem para bellum . . . para bellum . . . si vis . . .“ (Wenn du den Frieden willst, rüste den Krieg.) Stundenlang geht das so. Zum Teufel, ist der Frieden so leicht zu haben? Und ritten diesen Pfad vor mir nicht andere Abenteuerer, die ihn, solch stummer Weisheit zum Trost, nicht gefunden haben? —

In dieser Mitternachtsstunde blühte beinahe einmal eine Kultur. In dieser dünnen Luft die gewaltigste vielleicht, die jemals die Welt gesehen hat. Eine Kultur, vor deren Miesensammlungen die Archäologen (deren Aufgabe es beinahe ist, große Kulturen der Nachwelt ungenießbar zu machen) ratlos und gottlos auch schweigend stehen. Noch streichen sie stumm um des Sonnengottes Niesentempel, die hier ragen. Sie hettern, wenn sie hierher kommen, traurig über die Quadern, deren jede gut ein europäisches Zimmer füllen könnte. Sie tasten vergeblich über die Ornamente, die in irgendwelche unergründliche Tiefen einer Vorwelt zurückführen. Und fahren endlich nach Europa zurück und sprechen lieber von anderen Dingen . . .

Die anderen aber, die im Stolz wahn europäischer Technik noch befangen sind, die kommen lieber überhaupt nicht. Denn sie fassen voller Aergern, daß ihre Steinwerkzeuge keine Wand lösere könnten, die so glatt ist, wie diese Fronten hier. Sie würden zwischen Stein und Stein die haarfeinen Fugen betrachten, sie würden ihre Taschenmesser hineinzuzwängen versuchen und mühten schließlich sehen, daß sie's doch nicht können. Und endlich würden sie sich doch darüber klar werden müssen, wie man wohl vor sechs Jahrtausenden diese gigantischen Steinmassen aufeinander türmte, die heute ihre stolzen Dampfströme nicht zu heben vermöchten. Und können dieses Rätsel nicht lösen. So wintern sie unangenehme und blöckelnde Probleme und bleiben lieber, wo sie sind. Und hören nicht meine Schauer, meine Träume von einer Menschenwelt, die so ganz ins Leere gegangen ist und ins Ungewisse . . .

Die Blumen, die in ihren Händen weich und melk und häßlich geworden waren, traten sie unter die Füße. Und manche spien darauf.

Die Kinder schrien: „Bringt uns der Friede Brot und Milch und ein wenig Honig? Wie sieht der Friede aus, Mutter? Ist er gleich einem Erzengel? Ist er gleich einem Rittersmann oder einem Prädikanten? O Mutter, warum ist er nit da?“

Die Männer sahen sich stumm an, gingen nicht nach Hause, sondern sammelten sich wie auf Verabredung am Marktplatz. Scheu blickten sie zum Turm: Clausners Kopf war zu erkennen. Da lugte nach Westen, nach dort, wo der Vot kommen sollte, der den Friedenstraktat in der Tasche trug. Einen andern Weg konnte er nicht kommen.

Nur der Magister war frohgemut. Seine Augen leuchteten. Er ging von einem zum andern und erzählte von dem allegorischen Aufzug, so er erdacht und gedichtet. Lange Jahre lag der schon in seiner Schublade.

Choralstrophen sollten ihn einleiten und beschließen; dann trat die Gerechtigkeit in schönem weißen Gend auf und begrüßte den Frieden, der einen grünen Zweig trug wie einen Palmzweig und ein grün Gewand. Dann sollten beide — ja, auch die Freude sollte zum Wort kommen — über den Mars, der wie ein kaiserlicher Reiter gekleidet sein müsse, herfallen, ihn entwaffnen und verprügeln. Er war stolz auf seine Idee.

Die Männer nickten schweigend und wandten ihm den Rücken. Der Bürgermeister trat heraus. Sein erster Blick galt nicht den Bürgern, sondern — scheu und verstockt — dem alten Turm oben.

„Ich weiß nit — mir war so, als hörte ich eines Hornes Klang? Aber er sprach den Schluß leise, als glaubte er's selber nicht mehr.“

„Wir hätten ihn einholen sollen“, sagte einer. „Sind keine Pferde mehr in der Stadt und zu Fuß ist's gar gefährlich. Sind Wölfe gesehen worden und Marodeure.“ So es nit der Junker Hartin gewest wäre, dem nie und nie eine Unwahrheit nachgesagt ist, möchte ich schier meinen, wir seien genarrt. Es ist aber kein gut Werk, Verträge zu narren.“ „Doch es ist ein anderer gewesen, dessen Namen man nit nennet!“

Sie stuhnten. Einen Augenblick durchflog sie alle der gleiche Gedanke, es sei der Gottscheismus gewesen, der die Gestalt des Junkers angenommen habe, wie er jede annehmen könne, um sie in Hoffnung zu heben und in Enttäuschung zu stürzen.

„Geh nach Hause, Freunde!“ bat der Bürgermeister und ging ins Haus. Er möchte sie nicht mehr sehen. Er ertrug ihre Traurigkeit nicht länger.

Wenn eine kleine Sondebene unseren Felspfad unterbricht, dann steigt wohl einer der Peruaner ab und schlägt ein Kreuz. „Los padres, Caballero . . .“ Unsere Vorfahren, Herr. Ein paar Steine ragen aus dem Sand, und auf den Steinen sind Frauen und Runen, was weiß ich. Auch kracht, wenn das Maulstier im Sande starrt, unter seinem Ohz Menschengesicht. Eure Vorfahren, gewiß! Und der weiße Herr, der vor Euch reitet, neigt sich in jeder Stunde dieser acht langen Wüstentage vor ihnen. Er magt auch nicht, diese Erde aufzuwählen, die ihre Runen bedt. Nicht nur, weil es nach Eurem Glauben Unheil bringt für Reiter und Pferd. Auch nicht, weil in Eurem Gürtel das schmale Krumme Messer den Leidenfrevel rächen könnte. Ich nein: es mögen gestroht andere nach der Toten Geheimnisse suchen. Mir sind sie nicht fern, auch wenn ich nit in höhnisch und überlegen grinse den Schädel schau . . .

Anderes als Totengebein noch birgt die spärlische Erde: Steine, ärte, Pfeilsphien, zertrümmerte Keronil, Goldreihen, iverne Pläten und Schlenbersteine. Vor mir ist das alles sicher. Europa hat genug geschändet hier. Das folgte den Söhnen der Berge in die letzten Schlupfwinkel, erschlug die Männer, schändete die Weiber, wählte nach Gold und wiegte sein Gewissen in den Traum von wohlgefälligen Werken. Das alle ewige Lied . . .

Die Niesentempel sind geblieben, wie der letzte Priester sie verlieh, ragen noch immer zu dem Sonnengott empor durch die Nacht. Blaufische oder weiß Gott, wach vierbeinig Gesindel hält drinnen seine Abendandacht. Die Volkstier meinen wohl auch, daß in der Dämmerung milchtrüb schwach schimmernde Gestalten die Mauern oben entlang ziehen. Das sehe ich nicht. Aber wenn ich den Arm hebe, wächst mir auf der Mauer, die meines abendlichen Lagerfeuers Schein rötet, ein gräulicher Niesenschatten entgegen. So schrecken mich die Toten durch seltsamen Lichtspul.

Nun schlafen auch die Peruaner längst. Irgendwo weiden die Maulstiere. Der Westwind, der über Gletscher gegangen ist, streift mich mit eisalter Hand. Ich liege, den Kopf auf dem Sattel, und träume Sündhaftes vom fernem Europa. Was die Erde leise unter mir hebt und ferne Schritte von Mensch und Tier leicht, leicht herüberhohlet. Ich spähe hinaus in die Finsternis und sehe nichts. Verwehende Stimmen jeht. Raht aus dem Dunkeln eine Totenkarawane, an dem Weihen zu rächen, was die vor vier Jahrhunderten hier frevelten?

Aber es kommt dann doch, wie es immer kommt: die Gieser-Itarawane ist der Waenzug des Herrn Carlos Buffenstein aus Santiago, der im Auftrag der Piema Pfeisenfischer Söhne (Wien, Leopoldstadt) mit Tragbändern, Gummivarren und Öfenbildern in die menschenreichen Dörfer des Tieflandes östlich von Sorota reist . . .

So ritt ich, acht Tage lang, durch die Bergwüste.

Der Sinn des Kriegs.

Mittag. Die Schellen der Stute Murette zeigen die Rückkehr der Pflegerinnen von Sainte-Cécile an. Georges teilt die Marsfelder Blätter aus. Ein Federmaul kommt aus dem Hofgarten, mit einer Wassermelone, die er an seinen Bauch drückt, und mit einem Körbchen Feigen in der Hand. Es ist die Stunde, wo es gilt, seine Kräfte wiederherzustellen und selbst im Krieg die Speisefarte nit zu vernachlässigen. Käse, Gabeln, Maßzeitgehirne. Und immer wieder springt das Gespräch empor, in seinen kriegerischen Tönen. Wenn dann jede der vertrauten Stimmen gleichsam im Ranon den offiziellen Armebericht und die gleichen erhabenen Gesichtchen aufgenommen und in verschiedenen Tonhöhen wiederholt hat, läßt man sich in Vorhersagungen ein und eine unermeßliche Sehnsucht nach der wiederbestehenden Zeit richtet ihr Fernrohr nach fernem Möglichkeit.

Man erörtert das Wesen des „elässischen Eupfindens“. Ein Gegenstand von brennendem Interesse. Rings um einen Familientisch stellen sich die Wünsche des einen und des anderen einander so entschieden entgegen, daß die Vernunft an ein wiederbefröntes Frankreich nit zu glauben vermag.

„Eine Art allgemeine Wraßung“ — Traum jener, die in den Tod gehen. Und auch der Wunsch der Demokratie.

Keiner der anderen aber ging. Auch als der Himmel sich schwarz färhte und die Wolken plätschen und Regen herniederströmte, blieben sie draußen.

Der Magister ging lachenden Mundes die Reihen entlang. „Wenn der Friede da ist, wächst das Korn und reist. Und keines Meisters Hof frist die grünen Aeime statt Gras. Und du Väter hast wieder zu baden und du Weiber hast zu schlachten und du Weiber hast zu wirken und du Gerber hast zu gerben und du Wirr hast Gaste, die runde Dufaten auf die Tische werfen und Spanferkel und Wein vom Rhein begehren. Das Gold wird wiederum ins Land rollen.“

Die Männer aber sahen ihn böse an und die Frauen hießen ihn schweigen und schalteten ihn einen Narren.

In ihren Eingeweiden brannte der Hunger. Wonach hatten sie nit gegriffen, ihn zu stillen! Nesseln und Gichein und Gras hatten zur Nahrung gedient. Es hieß von etlichen, daß sie ihre Kinder geschlachtet, um sich zu sättigen und daß Mann und Frau bei Tage und bei Nacht einander mißtrauten und im Verdacht mörderischer und kannibaler Gedanken hatten.

Nie hatten sie den Hunger so gespürt — in all den langen Jahren nit — wie jeht, wo die Enttäuschung an ihnen fraß wie inwendiges Feuer.

Und etliche Frauen ließen durch die Gassen und sie weinten: „Der Friede kommt nit und nit. Es bleibt Krieg. Und morgen verhungern unsere Kinder und übermorgen schlagen euch Kroaten tot und schänden uns Schweden. Und unsere Stadt wird brennen als ein einziger Scheiterhaufen, als ein einziges Brandopfer für den Gott der Rache, der da straft bis ins dritte und vierte Glied. Es ist nie Friede gewest. Das lügen sie. Weißt du, was Friede ist, Brigitte? War er, als du geboren wardst? War er an deinem Hochzeitstag, Kathrein? War er am Verlöbnis der Mari, da sie von einquartierten Dragonern auf dem Leichnam des Verlobten geschändet ward und den Verstand verlor?“

Und andere fragten höhnlisch: „Wo wohnt denn der Friede, he? Im Rathaus, wo sie Verträge mit allen Blutbeslecken Herren und Potentaten schlossen und zerrissen? In der Kirche? Vielleicht auf der Kanzel, auf der die Schotten unsere Augsburgburger Konfession höhnuten und das heilige Buch besprien? Am Altar, wo sie ihr Strohlager machten und mit ihren Trophäen buhlten und den sie mit Rot und Unflat bedeckten? Wo wohnt der Friede?? Im Himmel, wo Tag und Nacht das feurige Schwert steht? Wo aber wohnt er, daß man ihn hole. Denn auf Erden ist er nit. Auf Erden ist immer Krieg und Vernichten und Quälen und Morden und wird immer sein.“

Etliche aber, denen der Wahnsinn im Blick flackerte schrien gellend: „Der Bürgermeister hat ihn versteckt! Holt ihn

„Sollte eine solche Debnung der Dinge nach dem Krieg nit Wirklichkeit werden“, hat mir Leon geschrieben, „würde sich die Rolle des Militärs nach dem Sieg sehr sonderlich verfeinert darstellen.“

Ein anderer: „Unser alter käsarischer Geist sucht seine Revanche.“

Wir springen von Idee zu Idee, bis wir uns erschöpft fühlen. Wie ein Vasken, dem das Gas entweicht und der schlaff wird. Aber wo werden wir landen?

Eine alte Bourgeoise nimmt sich vor, ihrer Köchin weniger zu befehlen.

„Sie werden geringeren Lohn annehmen, weil wir weniger reich sein werden. Sie waren ja u n m d g l i c h geworden . . .“

Die Dienstmagd ist schwerhörig, aber sie hat verstanden . . . (Aus: „Cahiers d'un Artiste“ [Tagebüchlein eines Künstlers], 2. Reihe von Jacques-Emile Blanche.)

Volksbühne: „Volk in Not“.

Robert Schweißel, sehr viel später Peter Hofegger, haben in historischen Romanen den tiroler Freiheitskampf episch behandelt. Jener, indem er die Rot der Familie sich eng verknüpfend mit der Rot des Volkes zeigt und die unsterbliche Donner der Schlacht am Zielberge in einem prachtvollen Gemälde schildert; dieser, indem er mit naturalistischem Wahrheitsmut „Krieg dem Krüge“ predigt.

Jetzt hat der Tiroler Karl Schönberr den Zustand seiner Volksgenossen zu einem „deutschen Heldenlied“ in dramatischer Form verdrückt. Das nationale Element ist nit Recht zum alles beherrschenden Faktor erhoben. Wenn der erste Akt in vortrefflichem Aufbau den Zustand des durch den Korien vollkommen seiner Selbständigkeit beraubten Volkes malt, wird man schon getraut, daß dies Volk das ihm ausgezogene Joch der Knechtschaft abschütteln wird und muß. Eine, wenn man will, rein militärische Aktion: die Schlacht am Zielberge, knapp und lart im Wort, kraß und stürmisch im Mythus der tatsächlichen Vorgänge, gibt den Mittelakt. Im Schlupfwinkel ist das Fazit aus dem soeben beendigten Kampfe gezogen. Mütter, Frauen, Bräute gefasener Landstürmer — diese sehnlich und ach! vergebens erwartend — rechnen ab mit dem herben Verlust und wie sie sich damit abzufinden, ihn zu ertragen entschlossen sind. Hier spricht ein Menschliches seine erschütternde Sprache. Andreas Hofer, durch Eduard von W i n t e r s i e i n getreulich im Nachhassen der Gestalt verlorpirt. Beherrscht, wie im ersten und zweiten Akt, auch jeht die Situation. Als Vechter verläßt er spät abends nit seinem auf dem beschwerlichen Abstieg ins Pässeier Tal zu Weib und Kindern vorankommenden Letzenden die Mähe. Der Heibinnen größte, gewaltigste unter all diesen Frauen im Ertragen eines suchbaren Schicksals — sie hat drei Söhne und den Gatten zu beweinen — ist allerdings die Notadwirlin, der Eise L e h m a n n Wacht und Seelenadel verliert.

Mag Reinhardt mit Ferdinand Gregori teilten sich in die Regie. Da trug alles den Stempel natürlicher Echtheit und würdiger Einfachheit: die Dekoration, die Bergszenerie. Wenn der Dichter seine Gestalten nit der diesem Gebirgsvolk ungewogenen Wortlartigkeit und Gefühlschwermere charakterisierte, so wurde dieser Werksfähigkeit seitens der Leistung sowohl als auch gerade durch die Darsteller im großen und kleinen Rechnung getragen. Das war so im ersten wie im letzten Akte. Der Kampf, die Farbigeit und Naturwahrheit etwa eines der bekannten Defreggerischen Gemälde widergespiegelt, war glänzend im Mythus bis zum Steinfawinen- und Abwehrsturm als schärfster Gipfelung gesteigert. e. k.

Notizen.

— Vorträge. Walter Nithard-S i a h n spricht am Montag 8 Uhr in dem Verein für Frauenstimmrecht über „Gleiche Moral für Mann und Frau“. (Walonstr. 104.) Eintritt unentgeltlich. Freie Aussprache. — In der K r a n t i k spricht Dr. E. Darnstädter am Mittwoch über „Die Amerikaner im Weltkrieg“. Am Sonntag und Montag: „Der Bierwaldhütter See und der Grotthard“. Dienstag und Freitag: „Von der Jungspitze zum Wahmann“. Donnerstag noch einmal: „Werden und Vergehen im Weltraum“. — Im Institut für Meereskunde hält Physiker Blaut Dienstag und Sonnabend 8 Uhr einen Experimentalvortrag über die „Funkentelegraphie im Lande, See- und Luftwege“. — Im W o l a n t s c h e n M u s e u m (Dahlem) wiederholt am Mittwoch 5 Uhr nachm. Prof. Graebner seinen Vortrag über „Verwertung nutzbarer Gewächse“. — In der T r e p t o w - S t e r n w a r t e spricht Dr. Ardenhoid am Dienstag 7 Uhr über „Entstehen und Vergehen der Erde“, Mittwoch 8 Uhr über „Neuere Ergebnisse astronomischer Forschungen“.

heraus! Er will Lösegeld für ihn haben. Aber wir haben kein Geld. Nit Wagen noch Keller, nit ein böhmischer Groschen ist mehr zu finden. Er soll kein Lösegeld haben! Denn der Friede gehört uns.“

Und sie rissen die andern Frauen mit sich, an deren zerlumpten Rücken die Kinder hingen, und stüchen die Männer vor sich her und waffneten sich mit Hausgerät und Schaufeln und was sie am Weg fanden.

Und als der Bürgermeister heraustrat und anfangs leutselig, dann hart sie auseinandergelien hieß, traf ihn der Schlag eines Spatens über die Schläfe, daß er umfand. Ueber den leblosen Körper trampelten sie schreiend hinweg und ergossen sich in die Räume seiner Wohnung. Türen und Kasten und Schrank erbrechend. „Wo ist der Friede? Wo steckst du, süßer Friede? Ach komm zu uns! Siehe wir suchen dich ja!“

Als die sechste Stunde gekommen war, stieg der Türmer vom Osturm herab.

Sonst ging er die 117 Stufen in Dunkel der dunkelsten Nacht, ohne je nach dem Strick zu greifen. Heute taumelte und schwankte er auf jeder Stufe. Die Augen waren ihm geblendet vom ewigen Starren in die Ferne. Er hielt sich Schritt für Schritt am rauhen Strick. Unten sah er erst, daß seine Hände bluteten.

Es hatte ihn oben nit gelitten. Aber es litt ihn auch in der Stadt nit, die voller wirr durcheinander laufender Menschen war, voller schriller Schreie, voll wimmernden Weinens.

Hüftelnd schleppete er sich durch's Tor, das jeht offen und wächterlos dastand.

Der Regen rieselte langsamer, in verrinnenden Tropfen. Der Alte wollte selber nach Ludheim und dort fragen. Er hatte keine Furcht vor Mäubern, er, der seit Jahren kein Geld besessen.

Aber er kam nit bis Ludheim. Sein alter Körper war von der Aufregung des ganzen langen Tages durchschüttelt. Seine Knie sanken unter ihm zusammen, als seien sie morsch.

Lotmüde ließ er sich am Mauerlein des kleinen Pestkirchhofs nieder.

„Herr, gib ein Zeichen, ehe dem ich sterbe! Kommt der Friede? Kommt er ins deutsche Land?“

Der Regen hatte aufgehört. Auf dem schwarzen Wolkengrund zeichnete sich ein schmaler, frommer Regenbogen ab. Das eine Ende wuchs aus der fernem Eichengruppe, das andere tauchte in den Dächern der Stadt unter . . .

Lächelnd schloß der Alte die müden Lider.

Auf Veranlassung der

Königl. Kommandantur von Berlin



Montag, 1. Mai
abends 7/8 Uhr



Große Musik-Aufführung

im Circus Schumann

Frithjof Aida

(Bruch)

Kaisermarsch

(Wagner)

(Verdi) Vorsp. u. Finale II. Akt

Cläre Duf Barbara Kemp Emmi Leisner
 Bachmann Bohnen
 Jadowfer Schwarz Schwegler

1500
Mitwirkende

Chöre: Rüdell
Prof. Hugo

1500
Mitwirkende

Kgl. Operchor · Berliner Lehrer-Gesangverein · Berliner Liedertafel · Scheinpfugfcher Chor · Chorschule Prof. Rüdell · Berliner Lehrerinnen-Gesangverein · Bruno Rittschcher Chor · Berl. Liederfranz · M.-S.-Berein Beethoven-Quartett · Oratorienverein Neukölln

Musikalische Gesamtleitung: **Leo Blech** Generalmusikdirektor

Eintrittskarten von M. 2.— bis M. 30.— bei Dote & Dode, M. Berthelm, an der Circusstraße und in der Theater-Abteilung der Kommandantur von Berlin, Charlottenstraße 45

Direktion Max Reinhardt.
Deutsches Theater.
 7/8 Uhr: **Der Geizige.**
 Nachm. 2/4 (kl. Pr.): **Der Wolfsteufel.**
 Montag: **Der Geizige.**
Kammerspiele.
 7/8 Uhr: **Fasching.**
 Nachm. 2/4 (kl. Pr.): **Gawan.**
 Montag: **Fasching.**
Volksbühne. Theat. a. Bülowplatz.
 7/8 Uhr: **Volk in Not.**
 Nachm. 3 (kl. Pr.): **Die Ratten.**
 Montag: **Volk in Not.**

Theater i. d. Königgrätzerstr.
 Dir. C. Meisner — R. Bernauer.
 7/8 Uhr: **Erdegeist.**
 Nachm. 3 Uhr: **Kameraden.**
Komödienhaus
 7/8 Uhr: **Die verlorene Tochter.**
 Nachm. 3 Uhr: **Der 7. Tag.**
Berliner Theater
 7/8 Uhr: **Die tolle Komteß.**
 Nachm. 3 Uhr: **Auf Flügeln d. Gesang.**

Verband der Freien Volkshöhlen
 Sonntag, den 22. April.
 Volkshöhle, Theater am Bülowplatz:
 Mittags 12 Uhr: Konzert.
 Nachmittags 2/4 Uhr:
 Deutsches Opernhaus: Die Entführung aus dem Serail.
 Lessing-Theater: Die beiden Klingenberg.
 Nachmittags 3 Uhr:
 Volkshöhle, Theater am Bülowplatz:
 Die Ratten.
 Schiller-Theater, Charlottenburg:
 Kater Lampe.
 Schiller-Theater Ost: Johannisfeuer.
 Deutsches Künstler-Theater: Charlotten Eilegisch.

Rose-Theater.
 3 Uhr: **Das Glücksmädel.**
 7/8 Uhr: **Das Findelkind.**

Theater für Sonntag, den 22. April.
Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
 7 Uhr: **Die Fledermaus.**
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
 3 Uhr: **Der Waffenschmied.**
 7/8 Uhr: **Das Dreimäderlhaus.**
Gehr. Herrfeld-Theater.
 3/4 Uhr: **Die Ehre.**
 7/8 Uhr: **Ehe-Urlaub.**
Kleines Theater
 3/4 Uhr: **Am Teetisch.**
 7/8 Uhr: **Hans im Schnakenloch.**
Komische Oper
 3/4 Uhr: **Der Pußia-Kavaller.**
 7 Uhr: **Die Dose Sr. Majestät.**
Lustspielhaus
 7/8 Uhr: **Die schöne Kubanerin.**
 3 Uhr: **Das Glücksmädel.**
Metropol-Theater
 7/8 Uhr: **Die Kaiserin.**
 7 Uhr: **Die Czardasfürstin.**

Neues Operettenhaus
 Schiffbld. 4a. Kassentel.: Nord. 281.
 3 Uhr: **Der Vogelhändler.**
 7/8 Uhr: **Der Soldat der Marie.**
Residenz-Theater
 3 Uhr: **Der Weg zur Hölle.**
 7/8 Uhr: **Die Warsch. Zitadelle.**
Schiller-Theater O
 3 Uhr: **Johannisfeuer.**
 7/8 Uhr: **Der Bibliothekar.**
Schiller-Th. Charlottenb.
 3 Uhr: **Kater Lampe.**
 7/8 Uhr: **Hinter Mauern.**
Thalia-Theater
 3 Uhr: **Charleys Tante.**
 7 Uhr: **Das Vagabundenmädel.**
Theater am Nollendorpl.
 3/4 Uhr: **Blaue Jungens.**
 7/8 Uhr: **Die Gulaschkanone.**
Theater des Westens
 7/8 Uhr: **Die Fahrt ins Glück.**
Trianon-Theater
 3/4 Uhr: **Ein Walzertraum.**
 7/8 Uhr: **Dreher in Jägerblut.**
 8 Uhr: **Dreher i. d. a. Feinschmecker.**

Zirkus A. Schumann
 Sonntag, den 22. April:
 Große
2 Vorstellungen 2
3 Uhr und 7 1/2 Uhr.
 Nachm. 1 angehör. Kind frei!
 jed. weiteres Kind halb. Preis.
Vorletzte Sonntagsaufführungen
 der Prunkpantomime
Die Seeräuber,
 d. gr. Illusion „Die Wunderkiste“
 sowie die übr. Spezialitäten.

Voigt-Theater.
 Badstr. 58. Badstr. 58.
 Heute nachmittags 3 Uhr
Der Progenbauer.
 Abends 7 Uhr
Der Tanzentel.
 25 Montag, 23. 4: Die Malenkönigin.

Casino-Theater
 Lothringer Str. 37. Täglich 7/8, 11/8.
 7/8 Uhr: **Das neue April-Programm.**
Negro, 4 Romics, Fr. Steidl
 8/8 Uhr: **Abendlich köm. Seifell.**
Großer Heiterkeitserfolg
Weun's Illüsterl weat.
 Sonntag 4 Uhr: **Ein Puppchen.**

Circus Busch
 Sonntag 2 Vorstellungen
 Nachm. 3/4 Uhr, abds. 7/8 Uhr.
 Nachmittags
1 angehör. Kind auf a. fre!
 riges Sitzpl.
 In beiden Vorstellungen:
auch nachmittags
Riesen-Pracht-Wasser-Pantomime
Die versunkene Stadt
 Außerdem vorher das ausgezeichnete große Zirkusprogramm

URANIA
 Taubenstraße 48/49.
 Sonntag, den 22. April
 4 Uhr (halbe Preise):
Im U-Boot gegen den Feind.
 8 Uhr:
Der Vierwaldstätter-See
und der Gotthard.
 Montag, den 23. April, 8 Uhr:
Der Vierwaldstätter-See
und der Gotthard.

Lessing-Theater.
 8 Uhr: **Liebe.**
 Montag 7 Uhr: **Peer Gynt.**
Deutsch. Künstler-Theater.
 Allabendlich 7/8 Uhr:
 Der Kammerjäger.
 Comtesse Mizzi. I. Klasse.



Henny Porten:
Der Liebesbrief
 der Königin.
 Ein Intrigenspiel
 in
372 Küssen.
 Die Goldspinne.
 Spannendes Drama.
 U. T. Siegenberg, Weinbergmeyer, Moricolas, Galenbede.
 U. T. Schöneberg
 Walzornacht!
 Reg. Danny Kados.
 U. T. Meindendorfer:
 Erika Gilliesner!
 Prinzesschen soll heiraten.



MOZART-SAAL
 Nollendorplatz 5.



Die Geschlehenen
 Lustspiel in 4 Akten.
 In der Hauptrolle:
Wanda Treumann
 u. **Viggo Larsen.**
 Ferner:
Der Mann im Steinbruch
 Drama in 3 Akten.
 Beginn 3 Uhr.

Spolito
 FRIEDRICHSTR.-AN-DER-KOONSTR.
 Allabendlich 7/8 Uhr:
Das vielseitige
Variété-Programm!
 Die Kasse ist ab 10 Uhr geöffnet

NATIONAL-THEATER
 Köpenicker Str. 68. Mpl. 9344
 7/8 Stürmischer Erfolg! 7/8
 Studentenlieben. Stoffe mit
 Gel. u. Tanz. Musik v. B. Brummel.
 Sonnt. 3/4, Jugend v. Bar. Falbe.
 Sonnt. 7/8 ab 10 Uhr ununterbroch.



Heute
 3/4-11. Zwei 7/8-11.
 Vorstellungen
 Nachm. kleine Pr. 1 Kind d. Hälfte.
 In beiden Vorstellungen
Lucy Kieselhausen
 mit ihrem Ballett
 Neue Tänze!
Paul Beckers
 mit neuen Vorträgen
 sowie der
 abwechslungsreiche
April-Spielplan!

Walhalla-Theater.
 3 Uhr: **Romeo und Julia.**
 7/8, 11: **Der fidele Bauer.**

Reichshallen-Theater.
Stettiner Säng.
 Heute
 nachmittags 3 Uhr:
 Vorstellung zu
 ermäßigten Preis!
 (Parkett 39 Pf.,
 Balkon 75 Pf.,
 Logen 1 Mk.)
 Abds. 7/8 Uhr:
Cabarett
Feldgrau

Admiralspalast.
 Heute 2 Vorstell., 4 u. 7/8 Uhr.
Abrakadabra
 Großes phantastisches Ballett
 auf dem Eis.
 Nachm. kl. Pr. Vorzügl. Küche.

Palast
 Heute
2 Vorstellungen 2
 3/4 Nachm. jed. Erwachs. 7/8
 8/8 1 Kind frei.
 Einziges Sonntags-Gastspiel:
Sent M'ahesa
 und Berlin im Krieg.

Germania-Prachtsäle, Chausseestr. 110.
 C. Richter.
 Jed. Sonntg.
 P. Mantheys
 Lust. Säng. u.
 Konzert.
 Neues Prog.
 Anf. der Vorstellung 6/8 Uhr.
 Anf. des Konzerts 8/8 Uhr.

Sofort Nachnahme
 senden. Ich zahle für:
 Gr. Kaminchen, abgezogen. 3/8 3.—
 Waffenhüter, sauber gerupft. 4.—
 Wästen. 4.50
 Gänse- oder Entenfedern. 14.—
 Größere Siegen, geschlachtet. 3.—
 Große Tauben. 2.—
Tasche, Berlin, Pianoforte 21.

Trots
Warenknappheit
 sind meine Läger:
 Teppiche, Möbelstoffe,
 Gardinen, Läuferstoffe,
 Tisch- u. Diwanddecken usw.
 noch reich sortiert!!
 Viele dieser Artikel
 zu alten Preisen!!
Teppich-Spezialhaus
Emil Lefèvre
 Berlin-Süd. Seit 1882
 nur **Oranienstr. 158.**
 Mein allbekanntes
 Haus hat keinerlei Be-
 ziehung zu ähnlich lau-
 tender Firma!!



Festspiele für die Marine
 24. bis 27. April 1917 * **Zirkus Busch** * 24. bis 27. April 1917
 Uraufführung: Dienstag, den 24. d. M., abends 7/8 Uhr

Die Deutsche See

Dramatisches Spiel von Georg Engel / Musik von Paul Scheinflug / Insz. Fritz Friedmann-Frederich

Die Damen: Darsteller: Die Herren:

Hermine Körner	1. J. Zimmermann	Theodor Loos	Georg Hienwaldt
1. Gräfin	2. J. Berber	Edelstein	Kgl. Hofballermeister
1. Wäld	Clara Demant	Deber Saba	1. u. 2. Verführer
Baroness Wiermann	1. J. Peter	Karl Friedrich	1. u. 2. Verführer
Lore Aldert	Baroness Genie	Karl Sauer	1. u. 2. Verführer
1. J. Wiermann		Karl Sauer	1. u. 2. Verführer

2000 Mitwirkende / Decorative Entwürfe von Prof. C. Langhammer / Decorationen: Hugo Daruch & Co.
 Ferner Uraufführung: **Bundes-Ouverture** Großes Orchesterwerk von Paul Scheinflug, mit
 Beteiligung der 4 Nationalkapellen der Reichsmarine.
 Preise der Plätze für die Uraufführung: 1.— bis 30.— M. Vorverkauf bei Weinheim, Dote & Dode, Invalidenbank, an den
 Sirkuskassen und im Rosenbüch, Wühlstraße 81 — für die weiteren Aufführungen ermäßigte Preise
 Montag abends 7/8 Uhr Vorstellung für die Berliner Schulen zu kleinen Preisen.

Berliner Konzerthaus.
 Mauerstr. 82. Zimmerstr. 90/91.
 Heute: **Großes Konzert**
 des Berliner Konzerthaus-Orchesters,
 Leiter: Komponist Frz. v. Blon.
 Anfang 4 Uhr